

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 41

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In Furtmühlbach war eine reiche Ernte eingeführt, und die Bauern machten sich langsam an die Herbstgeschäfte. Aber die Tannenippen vom Heimböckelwald herab strich ein scharfer Oktoberwind. Er peitschte im Brennermühlhof eine helle Staubsäule auf und wirbelte sie in tiefem Moll durch das ganze Dorf, bis sie sich an Hagmayers Scheune brach und heulend zusammenfiel. Da schlug drüben im Bauernhaus krachend die Haustür ins Loß, und die Lisbeth setzte sich in die Stube auf das Kanapee.

„Maidle, i glaub', du hast g'flemmt“, begann nun der Andrejfel und setzte sich in den schweren Ledersessel am Ofen, der noch vom Urgroßvater Hagmayer stammte. Hier war immer sein Plätzchen, wenn er sich mal im Nachbarhause zum Abenddisput eingefunden hatte.

„G'flemmt?“ entgegnete die Lisbeth, „warum net gar! Den Straßenstaub hat mir's ins G'sicht g'weht. Und jetzt beißt's halt'n weng.“

„Ach, so ist's? Und i hab' schon g'meint, 's ging wieder einem Mannsbild nach!“

Die Lisbeth warf die Lippen auf:

„O jeh! Geht mir weg mit den Mannsbildern! I kann sie alle mitnander net leiden!“



Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. (Mit Text.)

Phot. R. Sennede.

„Alle?“

„Euch und den Vater freile nehm' ich aus. Aber die anderen sind mir alle zu dackel!“

„Alle?“ wiederholte der Andrejfel nun lauernd.

„Höchstens einer. Aber den mag i net, der ist mir zu fed! — und dann überhaupt, ob er, nach dem, was ich ihm hab'...“

Da sah sie in das verschmitzte Gesicht des Alten und unterbrach sich in komischem Zorn: „Überhaupt, was geht das Euch an?“

„Weißt, Lisbeth, i möcht halt noch tanzen auf dei-

ner Hochzeit. Das hat nimmer lang Weil!“ kam es herzlich vom Ofen zurück.

In diesem Augenblick ertönten Stimmen. Der Hagmayer trat ins Haus, gefolgt von einem fremden Herrn in grüner Weidmannsuniform. „Nur reinspaziert, Herr Schlumberger!“

Unter der Stubentüre rief er aufgeräumt: „Da bring ich unsern neuen Herrn Forstwärter, guck ihn mal genau an, Lisbeth!“

fenen
hofm
inze

in Furtmühlbach war eine reiche Ernte eingeführt, und die Bauern machten sich langsam an die Herbstgeschäfte. Aber die Tannenippen vom Heimböckelwald herab strich ein scharfer Oktoberwind. Er peitschte im Brennermühlhof eine helle Staubsäule auf und wirbelte sie in tiefem Moll durch das ganze Dorf, bis sie sich an Hagmayers Scheune brach und heulend zusammenfiel. Da schlug drüben im Bauernhaus krachend die Haustür ins Loß, und die Lisbeth setzte sich in die Stube auf das Kanapee.

lich
ange in
ng V
fer
am d
ige G
nachdem
er fragte.
er Hag-
erbauer
im Wald.
er Ober-
rei, die
en über
Heimböck-
g liegt,
im neuer
wächter
treten.
war heu-
tigen
Sahen-
el, einem
en Du-
bante
ich schon
Jahrhun-
m unter
Hagmay-
er geerbt
Jedes
aber im
Christi-
kam
von der
Forsterei,
den jun-
schlag zu
oder

alten zum Durchforst reif zu bezeichnen. Dann hatte der Hagmayer überhaupt allerhand Waldspetulationen im Kopf, seit er in Erfahrung gebracht hatte, daß das neue Eisenbahnstrecke sich stark mit dem Furtmühlbacher Wald beschäftigte. Er nicht nur ein guter Bauer, der Vieh und Ackerfeld gut im- hält, er war auch ein schlauer Kopf und guter Geschäfts- mann. Wo es zu verdienen galt, war der Hagmayer dabei.

Bo
Ro
us
da
Sch
er
ferv
est
ter
ein

Dabei figierte er schmunzelnd sein „Hagmaile“.

Die Lisbeth aber stand bleich, starrte den unerwarteten Gast an und konnte kein Wort hervorbringen. So sehr war sie erschrocken. Der neue Herr Forstwärter hatte einen schwarzen Schnurrbart und war Unteroffizier der Reserve im roten Ulanenregiment Nummer neunzehn.

„Was stehst und sperrst's Maul auf,“ herrschte sie der Vater an, „kennst unsern Ulanen nimmer?! Und jetzt holst'n Rost raus und was G'räuchtes auf'n Tisch, der Herr Schlumberger hat Hunger.“

Wie sie durch die niedere Kellertüre zum großen Mostfaß ging und den Holzhahnen aufdrehte, überstürzten sich ein Duzend Gedanken in dem kleinen Köpfchen: Was mochte er wollen? Im Frühjahr, wie er da war, als schmuder Ulan, hatte er ihr gefallen.

— Gott, jedes Mädel im Dorf hatte ihren Soldaten. Er hatte sie auch einmal flüchtig geküßt. Wie er damals fortgeritten ist, hat sie ihm nachgerufen: „Auf Wiedersehn!“ — Nun war er wieder gekommen, und sie ist erschrocken, daß sie nicht reden konnte.

Warum hatte sie sich denn damals von ihm küssen lassen? Gegen den andern wurde sie doch so groß?! — Aber das war etwas anderes, der mußte ja wieder fortreiten, und der Martin hätte ihr dann jeden Tag um ein „Küsserl“ kommen können!

Nun ist der aber auch wiedergekommen! Wie sie der Vater nur angeschaut hat! „Ujege, 's Krügel läuft über!“

Durch das Kellerloch sah sie, wie der Andresel schmunzelnd in sein Hänschen schlüpfte. Jetzt kam ihr eine Erkenntnis:

„Die Sache da oben war schon beschlossen!“ Sie stemmte trotzig die beiden Arme in die Hüften:

„Na, so was hab' i gern!“

Sie hatte sich plötzlich in eine Wut hineingebacht und tastete jetzt leuchend die dunkle Kellertreppe hinauf.

Schließlich mußte sie ja auch gefragt werden, Herr Forstwärter, und dann soll's der Lisbeth die Red' gewiß net verschlagen!

Der Hagmayer und sein Gast ließen sich den guten Rauchspeck und den alten Birnenmost schmecken und besprachen dabei eifrig den Waldbausfort und das neue Eisenbahnprojekt. Wie nun die Lisbeth gerade wieder mit dem neugefüllten Mostkrug eintrat, sollte der Bauer gerade mal hinter das Haus gehen, um nach den Knechten und Mägden zu sehen, die dort Kartoffel ausgruben.

In der Bauernstube war dann eine bange Stille eingetreten; der Herr Forstwärter mußte sich erst eine Weile an seinem gewichenen Schnurrbart zwickeln, ehe er den Mut fand und etwas von der alten Liebe stammelte, die nicht roste. Dann nahm er einen weiteren Anlauf und gestand ihr, er habe sie nicht vergessen und sei nur gekommen, um sie zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle.

Auf Lisbeths Stirn war die Hornesader inzwischen etwas gewichen. Sie brachte es nicht fertig, ihm geradezu „Nein“ zu sagen. Auch gestand sie sich nebenbei, daß ihn die grüne Jagduniform auch recht gut kleide.

So gab sie ihm nur den immerhin unfreundlichen Bescheid: „Da müßt sie sich erst besinnen. Bei ihr ginge das nicht so schnell. Zwischen Besser und Dunkelwerden laß sie sich net heiern.“

Als der Hagmayer zurückkam, fand er seinen Gast unter der Türe, den Hut in der Hand. Er hatte den Grund sofort erraten und legte ihm begütigend seine derbe Hand auf die Schulter: „Das Mädel ist dumm! Lassen Sie sich den Gang net gereuen, Herr Schlumberger. Und bald wieder. In drei Wochen ist Kirchweih!“

Der Forstwärter versprach wiederzukommen und ging dann die Dorfstraße hinunter.

Aber der Lisbeth ihrem Flachsopf brach nun ein Hagelwetter von Schimpfworten los, daß das Gesinde hinter dem Haus erstaunt aufhorchte und einen Augenblick die Hade ruhen ließ.

„Glaubst du, weil du 'n nettes G'fichtel hast, du kannst mir mein' Gast zum Haus naus bugfieren?!“ hatte sie der Vater angeschrien.

Sie ließ alles über sich ergehen und gab nur einmal kurz zurück: „I laß mi net verhandeln!“

„Verhandeln?! G'schwägerwerk, dumms! Meinst i hätt' das Getue net g'sehn, damals, während der Einquartierung? Du verrückt's Weibstüdd, du!“ Er nahm seinen Hut und wollte gehen, drehte sich aber nochmals drohend gegen sie:

„Oder bist am End so eine, der ihr Sinn nur nach'm rumflanierten steht? Mädel, ich sag dir, das, wenn i wüßt, — erwürgen tät ich dich auf der Stell! Müßt's deiner jetzigen Mutter heut noch verargen, daß sie mir hat so 'ne Brut ins Nest gesetzt, so 'ne vermaledeite!“

So sehr hatte den Hagmayerbauer der Zähjorn übermannt, daß er nach den stärksten Ausdrücken schnappte, nur um sein „Hagmaile“ zu treffen.

Die Lisbeth wollte weinen, aber es gelang ihr nicht. Erst später, wie sie am Herd stand und Feuer machte, würgte sie eine herbe Bitterkeit im Halse.

„Was nur die Mutter damit zu tun hatte?“ Die gute Mutter! Sie mußte viel leiden. Für alles das, was nicht nach des Vaters

Kopf ging, mußte sie die Schuld tragen. Als sie dann in der Hinterkammer lag und der Doktor ihr eines Tages das Leben absprach, da hatte er ihr weinend Abbitte geleistet. Dann war sie gestorben. Nun rollten der Lisbeth doch die Tränen über die Wangen. Der Vater bekam auch einige davon mit der Scherbrotsuppe zu kosten.

Nach dem Nachessen sprach er nochmals auf sie ein, doch in einem väterlichen, milden Ton. Er erzählte ihr von seinen Waldinteressen, und daß man ihm den Forstwärter Schlumberger als einen tüchtigen und rechtchaffenen Menschen schildert habe. Es wäre der zweite Sohn aus einem großen Bauernhof im Nedartal. Ob sie denn einmal so einen Dorfmann zum Manne wolle? Er wüßte keinen im Dorf, dem er sein „Hagmaile“ und seine Bauernschaft anvertrauen möchte. Aber Schlumberger tät ihm passen. Sie sollte sich bedenken.

Später saß dann die Lisbeth auf ihrer dunklen Bank, die im Zwerghaus gegen die hinteren Gärten lag, am Fenster starrte in den Abend hinein. Sie sah, wie der Herrgott bei der Nachtlichtchen aufstreckte, wie im Dunkel ein Knecht und Magd zusammentrafen und schlief in ein Gartenhäuschen schlüpfte.

Das Köpfchen hatte sie auf ihre Hände gestützt, und Phantasie gaukelte ihr zwei Mannsbilder vor: Den rechtchaffenen, mit dem schwarzglänzenden Scheitel und dem Pomadegeruch, und den anderen, den Reden, mit dem braunen Lodengewirt. Dazwischen hörte sie das zärtliche Gesplüster im Gartenhäuschen, und eine unbestimmte Sehnsucht überkam sie, daß sie sich krampfhaft die Nägel ins Fleisch biß, um nicht zu weinen.

Der Schlumberger kam von nun an sehr oft über den Hof, jedesmal, wenn er in die Nähe der Brennermühle kam, er einen Augenblick stehen, und seine Augen suchten mühsam das Gesichte ab. Man hatte wieder zur Nachtzeit im Heimgarten Schüsse gehört. Der Herr Oberförster war wütend und seinem Forstwärter rüchichtsloses Vorgehen gegen die „Hirtenzugmilionengesellschaft da drüben“ anempfohlen.

So war dieser in Furtmühlbach kein seltener Gast. Beim Hagmayerbauer wurde er aufgenommen wie ein Bekannter, so daß der Andresel sich öfter denn je vergnügen den Bartstopfeln trakte.

Die Lisbeth hatte sich darein gefunden, um so eher, da seit seinem ersten Besuche nicht wieder von seiner Liebe gesprochen hatte. Brachte es die Gelegenheit, daß er mit ihr allein war, wußte er irgendeine Episode aus seiner Manöverzeit zu erzählen, die er sich für solche Situationen wohl hatte vorher zurechtgerichtet.

Nun war große Aufregung im Dorfe, denn am nächsten Sonntag war Kirchweih. Das Fest, das in den braven, ein Dorfbewohnern ein Gefühl der ungebundenen Daseins und die Erwartung toller, amüsanten Ereignisse erweckte. Kamin des kleinen Gemeindebadhauses rauchte schon die Woche täglich bis spät in die Nacht hinein. Die einzelnen Mütterchen hatten den Vadosen für Stunden gemietet und mit Kuchenblech schwer beladen über die Straße. Bald in jedem Haus eine Kammer mit frischgebadetem Kirbe (Kirchweihstuchen) angefüllt. Ein betäubender Duft nach getrocknetem Fett, Obst und anderen undefinierbaren Substanzen durch die engen Gassen und erzählte den Menschen vom raffenlande. Auf dem freien Plage am Rathause wurde Karussell aufgeschlagen; die stellte in diesem Jahre neben auch Löwen, Schwäne und andere edle Tiergattungen auf dem Plan des ritterlichen Spieles. Auch ein Rasperletheater hatte sich auf einige Tage „häuslich“ niedergelassen. Ohne Zweifel, die „Furtmühlbacher Kirbe“ hatte an Bedeutung gewonnen und alt lebte in freudiger Erwartung.

Ganz besonders freute sich der Martin auf das Fest. Auf das „Gaudium“ im allgemeinen, und zweitens auf neuen hellgrünen Sonntagsanzug, der ihn so gut kleiden würde er an der Kirchweih zum ersten Male tragen wollte. dachte er an die Lisbeth. Er hatte sie während des Sommers selten gesehen. Ein paarmal hatten ihre Wege sie aneinander vorbeigeführt, und da waren sie beide ohne Gruß, wie bewußt, weitergegangen. Erst nachdem der Martin eine Straße zurückgelegt, blieb er stehen und drehte sich nach ihr und da traf es sich manchmal, daß auch sie gerade zurück um darauf wieder erschrocken weiter zu eilen.

„Das Flachsöpfle“, murmelte dann der Martin weiter und ging auch seines Weges. Öfter denn früher saß er nachts abend in gemütlichen Stübchen der Base Christine bei Krug Apfelswein. Die gute Frau freute sich immer, wenn er und der Schwesterjohn hätte sich beinahe wohlgeföhlt. Nur die regelmäßige Portion gut ländliche Moral war ihm eine üble Beigabe, und die Bibelprüche. Von denen hatte

die verschiedenartigen Tagesereignisse passend, eine große Zahl auswendig gelernt.

Im Brennermühlhose aber wurden die „lustigen Abende“ mer seltener.

Der Sonntag kam und ging auch schon wieder zur Neige. an allen besonderen Tagen, auf die man sich wochenlang gefreut, ging auch am Kirchweihfest die Sonne ihren Weg zu schnell für die Menschen. Das ganze Dorf war auf den Beinen, niemand ruhte an diesem Sonntage. Mit Ausnahme beiden Kirchzeiten stand das Karussell nicht einen Augenblick still.

Die verschiedenen Zeitgelegenheiten wurden geradezu genutzt von jung und alt. Immer kürzer wurde die Fahrtdauer, der alte, müde Gaul, der stumpfsinnig und apathisch im Kreis seinen Kreis beschrieb und dadurch das schwindelnde Gefühl verursachte, brauchte schon ab und zu die Peitsche, seiner Pflicht zu genügen. Auch das „Kasperle“ hatte stündlich sein dankbares Publikum. So herrschte auf dem Rathaus während des ganzen Nachmittages ein tolles Treiben.

Der Trompeten, Rätischen, kleine Dudelsackpfeifen und anderes Gezeug erhöhten noch den Jubel. Die jungen Burken trugen große künstliche Sonnenblumen im Knopfloch und auf dem Kopf oder sie hielten eine lange Pfaufeder in der Hand und bewegten damit mit diabolischer Freude das zarte Geschlecht.

Schon seit einer Stunde hatte der Martin den Trubel verloren. Jetzt saß er bei der Base Christine und verschlang ein Glas „Kirbekuchen“. Er freute sich auf den Abend, das erste Mal ja erst, der Tanz im Engeltgarten.

Ob die Lisbeth da sein wird? Er hatte das bestimmte Gefühl, daß sich heute noch etwas ereignen müsse. Ein großer Teil der Bauern, Knechte und Mägde war nun zu Hause. Sie hatten sich eine Schürze über die gute Montur gezogen und machten sich ans Füttern. Das Vieh durfte auch Kirchweihsonntag nicht vergessen werden. Aber eine kurze später traf man sich wieder bei der Engeltwirtin im Garten.

War erst das typische Bild der schwäbischen Landkirchweih. Ein starker Draht war in einiger Höhe unregelmäßig zwischen verschiedenen Bäumen gespannt, und daran hingen mehrere Petroleumlampen mit Blechschirmen zum Anzündn bereit. Als des Wirtshauses war eine lange Tafel gestellt. An dieser saßen sich jetzt die jungen Mädchen des Dorfes, während darüber, am Gartenzaun, an mehreren Tischen die Burken in Gruppen saßen. Sie und da bildeten sich auch kleine Familien-Verwandtschaftsgruppen. Aber fast durchweg waren es Leute, die sich hier im Engeltgarten zusammenfanden.

Die Alten waren zu Hause geblieben, oder sie saßen in der Kuche, von wo aus ein lautes Stimmengewirr ins Freie drang. Dann hörte man wieder, wie die Grauhaarigen drinnen beim steinalten Lied anstimmten, das von der Liebe handelte den Jungen gänzlich fremd schien. Einer schlug dabei fortwährend mit der Stimme über und fand dies schön.

Der Garten hatte sich schnell gefüllt. Alle Tische rings herum waren schon dicht besetzt, nur ein verhältnismäßig kleiner Platz in der Mitte blieb frei, zum Tanz. In der unteren Ecke, vor der verbrauchten Regelbahn, hatte man mittels sechs leeren Eimer und mehreren Brettern ein Podium hergestellt, auf dem saßen die Musikanten. Biedere Handwerker aus verschiedenen Nachbarortschaften, die des Sonntags den Zollstab als Priemen mit der Flöte oder Tuba tauschten.

Als der Martin kam, hatten sie schon einige Tänze aufgespielt. Er sah allenthalben erhitzte Gesichter, teils noch vom Wohlgeschmack des letzten Drehers, teils schon vom starken Biergenusse. Neben „der Musik“ saßen seine Kameraden. Sie hatten die Hüte im Nacken und waren sehr ausgeräumt.

„Doher Marte“, rief der Siehlermichel, „do sein d' Jungen, do ist's lustig!“ Dann grüßte er mit hoher Stimme: „Bald graß i am Redar, bald graß i am Rhein, Bald hab i a Schäpel, bald bin ich allein!“

„Nun saß der Martin mitten in der Runde und suchte mit den Augen. Richtig, dort, auf der anderen Seite, war die Lisbeth mit ihren Knechten und Mägden vom Haus, neben ihr der Förster Schlumberger. „Also der!“ dachte der Martin. Einen Augenblick drückte er in der Brust, und in heller Röte schenkte er ihm zum Kopfe. — Aber da war es, als hätte ihm die Lisbeth da drüben freundlich zugewinkt, und er war glücklich.

Die Kellnerin stellte ein Krügel vor ihn, aus dem der weiße Schaum aufstieg. Das nahm er eilig zur Hand: „Prost Brüderlein! Sollt's leben, alle mit'nander!“

„Kirbe ist net alle Tag! Zuheldi, Zuheldi!“ Währenddem hatte sich der Klarinettenspieler ein kleines Glaschen mit Salatöl bringen lassen und träufelte jetzt davon auf sein Instrument. Dann ging's los:

„Dudelsibelbububub — dumda — dumda . . .!“

Der Martin sah hinüber nach der Lisbeth. Da nahm sie der andere da drüben bei der Hand und führte sie zum Tanz.

„Also doch!“ Mit einem Zuge hatte er sein Krügel geleert. Wieder gingen einige Tänze vorbei. Dann sagte er endlich Mut und holte die Lisbeth zum Rheinländer. Diese quittierte lachend und stand auf, sobald sie ihn kommen sah. Mitten im Tanz hielt er an und fragte sie:

„Bist mir noch böß, Lisbeth?“ „Ach was, heut ist Kirbe, heut ist man sich net böß!“ gab sie zurück und zog ihn wieder in den Kreis.

Immer toller wurde das Leben im Engeltgarten, immer ausgelassener. Schon saßen zwischen den jungen Mädchen an der Tafel einige Burken. Nun wurde ziemlich umständlich die Petroleumbeleuchtung angezündet.

Unterdessen spielte sich an einem anderen Tische eine amüsante Szene ab. Dort saß der Schmiedhansjörg, der altbeliebte Dorfkomiker. Ein langer, dünner Mensch mit großen, vorstehenden Ohren. Dieser hatte sich auf allgemeinen Wunsch erhoben und auf den Tisch gestellt und führte nun mit seinem edelsten Rückenteile unter gefährlichen Verrenkungen und Zuckungen die unglaublichsten Vögelinien aus.

Es war angeblich sein Name, den er so in die Luft schrie, ein virtuoses Kabinettstückchen von ihm. Das junge Volk brüllte. Einige lachten Tränen.

Die Kellnerin brachte jetzt die übliche „Junggesellenrunde“ von der Engeltwirtin, da warf der Martin dem Klarinettenspieler ein Markstück in den Hut und verlangte einen Freiwaltzer. Ein Trompetensignal: „Freitanz!“

„Wer ist's? Wem gilt's?“ tuschelte es ringsum. „Der Müllermarke und Hagmayers Lisbeth!“

Langsam wiegte sich das kräftige Paar in den Walzer hinein. Dann drehten sie sich immer schneller, immer toller um die gemeinsame Achse.

„Die können's!“ rief der Siehlermichel dazwischen. Alle anderen verfolgten mit gespannter Aufmerksamkeit die beiden, die jetzt mit einer Leidenschaft über den Platz wirbelten, als gälte es einen großen Preis zu erringen.

Einige nicht zu verkennende Schluchquiere aus der Klarinette machten dem wilden Tanz ein Ende, und mit einem hellen Fuchser warf der Martin seine schöne Tänzerin in die Luft, daß die bunten Röcke flogen.

„Bravo, Marte, bravo Lisbeth“, klatschten sie im Kreise. Nur der Schlumberger sah mißmutig drein und zwirbelte geärgert an seinem gewicksten Schnurrbart.

„Schau den dort“, stieß der Siehlermichel seine Kameraden an, „den Grünspick, wie er sich gift!“

Diese lachten auf in heller Schadenfreude. Es war in Furtmühlbach unter den jungen Burken schon seit vielen Jahren guter Brauch, jeden Fremden, der um ein Mädel ins Dörfchen kam, mißgünstig zu hassen und ihn womöglich ordentlich durchzuprügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Sieg der Liebe.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Morgen muß ich an die Front zurück“, verkündete Leutnant von der Brud den Schwestern. Es gab allgemeines Bedauern. Seit zwei Wochen war er der verwöhnte Pflegling im großen Lazarett zu B.

„So laden wir Sie heute noch einmal zum Kaffee ein“, erwiderte Schwester Adelheid schon im Hinausgehen.

„Vielen Dank“, lachte Otto von der Brud. Dann, als er sich mit Schwester Margarete allein sah, fragte er, ihre Hand nehmend, leise in unterdrückter Erregung: „Wenn der Krieg vorüber ist, darf ich kommen, ja?“

Die blonde junge Schwester erröte dunkel. Sie hatte ihm nicht weh tun wollen und geglaubt, ihre große Zurückhaltung würde ihn davor bewahren, die Frage, die sie längst befürchtete, zu stellen. Es blieb nichts übrig, als ihm alles zu sagen. „Ich bin nicht frei, Herr von der Brud“, murmelte sie verlegen.

Er fuhr zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Zuerst schien es, als ob er noch etwas fragen wollte, aber dann nahm er sich zusammen. „Dann bitte ich um Vergebung“, sagte er tonlos. Sein hübsches Gesicht war blaß geworden. Er ging aus dem freundlichen Raum wie ein Träumender. Nur die Haltung bewahren! Es war nicht nötig, daß man ihn bemitleidete.

Und die Schwestern hatten alle gemerkt, daß er sein Herz an die jüngste von ihnen, die schöne Margarete von Hellen, verloren hatte. Ihr konnte niemand einen Vorwurf machen. Nie hatte sie ihm im geringsten Hoffnungen gemacht. Nur sein dummes Herz hatte gehofft und nicht gezweifelt, daß so viel heiße, ehrliche Liebe auch Erwidern finden müsse.

Am Nachmittag war er äußerlich ganz der alte. Er hatte sich ein wenig verspätet und kam mit einem ganzen Arm voll Frühlingsblüten, als Schwester Adelheid schon anfang, ungeduldig zu werden. Denn im allgemeinen hatte man nicht Zeit, sich lange hinzusetzen, um Kaffee zu trinken. So wurde er lustig ausgeholten und einen Augenblick herrschte munteres Geplauder an der Kaffeetafel. — Aber dann trat Stille ein. Keine der

Schwester mochte es sich merken lassen, wie bang ihr zumute war. Man wußte, daß sich wieder große Dinge vorbereiteten und hier, so nah am Gegner, da besah man die am schwersten Verwundeten. — Eine Weile noch trug Otto von der Brud die Kosten der Unterhaltung ganz allein, bis auch er verstummte. Der Kaffee war ausgetrunken.

Die Oberin stand auf. „Es ist Zeit, wir müssen uns beeilen.“

Sofort erhoben sich die Schwestern und gingen an die Arbeit.

Einen Augenblick stand Otto von der Brud noch bei Schwester Adelheid und Margarete von Hellen. Er hielt beide bei den Händen und sah ihnen tief in die Augen.

„Mir ist so dumm zumute“, sagte er. „So, als ob es das letzte mal wäre, daß ich hier bin.“

„Wie können Sie das sagen?“ schalt die Schwester Adelheid: „Wir haben Sie zu sehr verwöhnt, nun wird Ihnen eben das Scheiden von hier recht schwer.“

„Sie mögen recht haben“, lächelte er, „es waren herrliche Wochen hier bei Ihnen.“ Wie im Scherz legte er die Arme um die beiden Schwestern, um die mütterliche Adelheid und die schlanke Margarete. Sein Gesicht war dicht über ihrem goldenen Haar, auf das er einen Kuß hauchte, ohne daß sie es merkte.

Sie war tief bewegt und vermochte kein Wort herauszubringen. Ihr tat das Herz weh. Was hätte sie darum gegeben,

hätte sie seine Werbung annehmen dürfen! Sie hatte nie von der Liebe gewußt, als sie dem andern auf Wunsch der Eltern ihr Wort gab. Nun wurde sie seit Wochen zwischen Pflicht und Liebe hin und her gerissen.

Otto von der Brud Regiment stand ganz in der Nähe, weit gegen den Gegner vorgeschoben. Ein paarmal kam er herüber geritten. Doch fiel es allgemein auf, daß er von et-

Mal zum dorn wurde.

Und da kam ein da sagte bei dem schied: „gen geh zum Sch Ich wohl wieder men“.

Er re den Stern nach Reihe Hand. D garet Hellen die letzte seinen Schwo nen, fräite, chen Ober glänzten liehe nen, als der sich von den, wandte. aufz

Die n sten Tage gingen in gestren Arbeit für Schwei

Es w so viele wundete geliese worden dem gu Sturm fecht, in den Geg mehrere wichtige schaften rissen wa waren.

Verluste Engländer waren u heuer. die deut Regime hatten id gelitten.

Von von der fehlte Nachrid Die Stern ver ten, von Sänitd mannisch

etwas Me können schelz w schwe en S mobil trabz Rän



Der Schauplatz der Kämpfe in den mittleren Vogesen. Gezeichnet von Walter Emmerleben.

ihn zu erfahren, aber niemand wußte etwas Genaueres.

Am Abend des zweiten Tages kam der Bursche des Regiments und berichtete traurig, daß der junge Offizier ver- werde. Man habe gesehen, wie er gefallen sei, doch sei er her nicht aufgefunden worden. Man könne noch nicht an Stelle heran, wo er vermutlich liegen müsse, da der Gegner zu schießen anfang, sobald sich jemand dort zeige. Es könne auch sein, daß er von den Feinden mitgeschleppt worden

tte ni
wer G
flucht
röße,
n er
on ei
l zum
n in
rde.
und d
ein
sagte
dem
ed: „
geht
Stu
w
hl
der
n“.
Er re
Sa
n nach
the
nd. I
ete
len
lehte
nen
n, fr
ste, V
nehmen
war wie
ausgetwe
schelt. Sie
verhandelte
mit
Oberin und
bat, sich
über Nacht
den Sanitäts
mannschaften
liehen zu
dürfen, um
vielleicht
manchen
noch bergen
zu könn
en, als
der sonst
da drau
ßen versch
machten
müßte. In
sgeheim
hoffte
vonden,
den sie,
wie sie
sich nun
gestand,
liebte,
vielleicht
auch
aufzufin
den. Wie
im Fieber
traf sie
alle Vor
bereitungen.
Die
Tage
gen in
strenge
beit für
schwe
s w
viele
ndete
geliese
rden
n gu
Sturm
ht, in
n Geg
hrere
chtige
aften
en we
ren.
rluste
nglän
ren u
er.
deut
egime
tten so
litten.
Von
n der
olte
chrid
Die S
n ver
n, von
Sanitäts
mensch
haglich
in meinem
Bette läge,
während
die
Menschen
da drau
ßen umkom
men müssen.“
änen
ersticken
ihre Stim
me.
des
Schelzu
dend will
igte Schwe
ster Abels
heid ein.
er ver
wohl: da
war nichts
zu wollen.
ei er
Schwe
ster Marg
arete fuhr
mit dem
Burschen
den Sanitäts
mannschaften
auf dem
Kranken
mobil hin
aus. Die
Schatten
der Nacht
began
n abzusin
ken, als
sie den
Schauplatz
der furcht
baren Kämpfe
erreichten.
Jetzt mußten
sie den



Russische Geschütze am Militärbahnhof der Festung Nowo. (Mit Text.)
Phot. Kühlewindt.



Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Paul Ehrlich. (Mit Text.)

haglich in meinem Bette läge, während die Menschen da draußen umkommen müssen.“ anen ersticken ihre Stimme. des Schelzudend willigte Schwester Abelsheid ein. er ver wohl: da war nichts zu wollen. ei er Schwester Margarete fuhr mit dem Burschen den Sanitätsmannschaften auf dem Kranken mobil hinaus. Die Schatten der Nacht began abzusinken, als sie den Schauplatz der furcht baren Kämpfe erreichten. Jetzt mußten sie den

Wagen verlassen und zu Fuße weitergehen. Die Schützengräben, die sich den Berg hinaufzogen, einer immer über dem andern, waren von den deutschen Truppen in Besitz genommen. Dort zu suchen wäre unnütz gewesen und gefährlich, denn sowie die Gegner eine Gestalt zu sehen glaubten, fingen sie ein wütendes Schießen an. Aber in dem Weidengebüsch des Flußufers und an den waldigen Abhängen konnte es möglich sein, daß ein Todwunder sich nicht bemerklich hatte machen können. Still und eifrig begaben sich die beiden mit den Sanitättern an das Werk. Nur die nötigsten Worte wurden gewechselt. Je länger die Zeit vorschritt, desto tiefer sank ihnen der Mut.

Der Mond war heraufgekommen und erhellte mit nur schwachem Scheine das Waldgelände. Es sah noch wüst aus in der weiten Runde. Bekleidungsgegenstände und Gepäcksstücke, tote Pferde, Waffen und Munition lagen in trostlosem Durcheinander am Boden und boten einen schauerlichen Anblick, obwohl die Menschen schon geborgen waren.

Schwester Margarete achtete kaum darauf. Durch den monatelangen Dienst im Feld war sie an diese furchtbaren Eindrücke gewöhnt. Sie war nur von dem einen Wunsche befeelt, den zu finden, den sie so bitter hatte enttäuschen müssen. Ihr war, als könne sie nie wieder Ruhe finden, wenn sie nicht wüßte, wo und wie er geendet hatte. Aber Stunde um Stunde verging in fruchtlosem Suchen. Immer hoffnungsloser sahen die treuen Augen des Burschen sie an.

„Noch bis zu der Stelle, wo der Weg aus den Tannen heraustritt, August“, sagte Margarete seufzend, „dann kehren wir um.“



General Freiherr v. Scheffer-Bohnel, der deutsche Gouverneur Warschans.



Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Straßenperre am Tonalepaß. (Mit Text.)

„So weit ist der Herr Leutnant wohl nicht gewesen,“ sagte August Stärke; „aber wir können es ja versuchen.“

Ein ganz schwaches Wimmern drang an das Ohr der beiden. Sie blieben stehen und lauschten. Nein, es war keine Täuschung, da war es wieder! Mit angstbesügelten Schritten begaben sie sich in die Richtung, aus der der Laut zu kommen schien. Noch ein wenig in das Dickicht hinein, das hier zerstampft und verwüftet schien — da lag dicht am Abhang, hoch über dem Flusse, Leutnant von der Brud. Etwas tiefer, hell vom Mondlicht bestrahlt, hing sein Pferd, das den Felsen hinuntergestürzt war.

Margarete sank neben dem völlig Erschöpften in die Knie. Unaufhaltsam rannen Tränen über ihre Wangen, während sie dem Leidenden Kognak einflößte und mit sachkundiger Hand seine Wunden untersuchte. „Sie müssen die andern zu Hilfe rufen,“ sagte sie dem Burschen, „der Herr Leutnant scheint schwer verletzt zu sein.“ Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und bettete den Kopf des Geliebten in ihrem Schoß. Unablässig mühte sie sich um ihn.

Endlich schlug er die Augen auf. Als er ihr schönes Gesicht über sich geneigt sah, trat ein seliges Lächeln in seine Augen.

„Du,“ hauchte er ungläubig, „du bist zu mir gekommen?“

„Ja,“ flüsterte sie weich und strich ihm ganz zart über die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt war, „ich mußte dir sagen, daß —“

„O, sprich weiter,“ bat er, als sie stockte, „was wolltest du mir sagen?“

„Daß ich dein sein will,“ fuhr sie tapfer fort, während glühendes Rot ihr in die Wangen stieg.

Seine Augen leuchteten auf in seliger Lust. „Ich habe sterben wollen, weil ich dich nicht erringen konnte,“ flüsterte er, „aber nun will ich leben!“

Matt fiel sein Kopf in ihren Schoß zurück. Die breiten Lider sanken über die strahlenden Augen. Ein Zuden ging über den schlanken, sehnigen Körper. Der Mond trat hell aus den Wolken hervor. Mit zauberischem Licht übergoß er den stillen Wald. Ab und zu dröhnte ein Schuß in der Ferne.

Nus dem Leben Robert Schumanns.

Von Alfred Nello.

Aus der Kinderzeit. (Nachdruck verboten.)

An der einen Ecke des Marktplatzes der kleinen sächsischen Stadt Zwickau hatte der Buchhändler Friedrich August Gottlob Schumann im Jahre 1807 in einem bescheidenen Häuschen eine Buchhandlung eröffnet. Das Geschäft ging gut. Vater Schumann war als Verleger wissenschaftlicher Arbeiten und Herausgeber der vielgelesenen „Erinnerungsblätter“ eine geachtete Persönlichkeit. Er galt als einer der angesehensten Bürger der Stadt und man schätzte ihn wegen seines Fleißes und seiner geschäftlichen Tüchtigkeit.

Eines Tages befindet er sich in seinem Privatkontor. Da kommt sein Jüngster, der zehnjährige Robert, der Liebling der Mutter, mit fröhlichem Gruß hereingesprungen und durchstöbert mit großem Interesse alle neu eingegangenen Zeitschriften und Bücher. Robert ist ein aufgeweckter, frühreifer Knabe. Er dichtet, schreibt kleine Dramen und ist wegen seines Klavierpiels in ganz Zwickau berühmt.

„Vater,“ sagte er, „weißt du, was ich jetzt komponiert habe?“

„Na, heraus mit der Sprache.“

„O, ein großes Werk; den 105. Psalm für Chor und Orchester. Unsere Schülerversammlung wird ihn nächsten unter meiner Leitung aufführen, und sollst du mir endlich sagen, liebster Vater, ob ich Musik studieren darf. Mit aller Macht treibt mich's zu ihr hin. Ihr könntet ich mein Denken und Fühlen anvertrauen.“

Also, liebster Vater, nicht wahr, ich darf Musik studieren?“

Bei den letzten Worten ist die Mutter ins Zimmer getreten. Erschrockenen Herzens hat sie die Frage ihres Jungen gehört. Angestrichelt forschend blickt sie Vater und Sohn an.

„Aber ich bitte dich, lieber Mann, der Junge darf nimmer ein Musiker werden. Robert, so werde doch endlich vernünftig! Ein Musiker ist ein armer Tropf, ein Hungerleider! Denk' an den armen Mozart, der gehungert hat. Ein Armenbegräbnis hat man ihm bereitet.“

„Ruhe,“ gebot der Vater. „Nichts ist bis jetzt abgemacht. Hofkapellmeister Weber in Dresden hat dem Robert als Musiker eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Aber gut Ding will Weile haben. Erst macht der Junge sein Abiturientenexamen, dann wird sich das Weitere finden!“

Vater Schumann, der liebe, treffliche Pfleger der Geistesgaben seines Sohnes, wurde bald von einer schweren Krankheit dahingerafft. Nun mußte auch Robert alle Hoffnung auf seine Künstlerlaufbahn begraben.

Die Mutter und der Vormund hatten ihn für das juristische Studium bestimmt. Dagegen gab es kein Widerstreben.

So wurde aus dem lebensfrohen Knaben ein stiller, denklicher Träumer für Lebenszeit.

Die Leipziger Studienzeit.

Im Hause des Professors Dr. Carus in Leipzig ist große Musikgesellschaft. Auch der junge Robert Schumann ist eingeladen. der musikalischen Sphäre des Hauses Carus fühlte sich der Student besonders wohl, denn die trockne Jurisprudenz sagte gar nicht zu. Robert studierte dafür fleißig Musiktheorie und stundenlang am Klavier. Freilich durfte davon die Mutter nichts wissen. Plötzlich verstummte jedes Gespräch. Friedrich Wied, bekannte Leipziger Musiklehrer, ist mit seinem neunjährigen, reizenden Töchterchen Alara an den Flügel getreten. Alara mit ihren zarten Händchen eine Mozartsonate in meisterhafter Vollendung. Alles ist förmlich wie gebannt ob der Leistung dieses Wunderkindes. Auch Schumann erwacht nach den le Tönen wie aus einem tiefen Traum. „Der siebenjährige Mozart kann nicht herrlicher gespielt haben als dieses gottbegnadete Kind“, murmeln seine Lippen und schon geht er auf Friedrich Wied zu und spricht ihn beklommenen Herzens an.

„Meister Wied, möchten Sie mich nicht auch als Klavirtuosen ausbilden? Sie wissen, daß ich leidlich gut Klavierspiele, aber ich will zu den Höhen der Kunst gelangen. kann ich aber nur unter Ihrer Meisterschaft! Bitte, nehmen mich als Ihren Schüler an.“

„Und was wird die Mutter dazu sagen?“ fragt Wied strenger Miene.

„O, verehrter Meister, da müssen Sie mein Helfer sein ihr alles auseinanderlegen; ich will ein Künstler werden, der Welt um seiner Kunst willen liebt und schätzt!“

Wied schreibt an Schumanns Mutter einen langen Brief, dem jungen Mann als Musiker eine glänzende Zukunft prophezeit, und schweren Herzens gibt die Mutter ihre Einwilligung der neuen Laufbahn ihres Sohnes.

Auf der Höhe des Ruhmes.

Zehn Jahre sind ins Land gegangen. Schumann ist ein berühmter Komponist geworden, kein Klavirtuoso, denn zu fleißiges Klavierüben hatte er sich eine Lähmung des rechten Mittelfingers zugezogen. Um so herrlicheres hatte er der durch seine Kompositionen geschenkt. Unermüdlich arbeitete Künstler an neuen Werken. Aber hundert Lieder, einige Symphonien, sowie einige hundert Klavierstücke sind bereits veröffentlicht und verkünden seinen Ruhm in aller Welt. Aber nur rasten! Weiter vorwärts auf den Höhen der Kunst! Goethe's „Faust“ will er in den schönsten Szenen durch seine musikalischen Gedanken verherrlichen helfen. Alara, die jetzt neunzehnjährige Tochter Friedrich Wieds, ist inzwischen sein Weib geworden. Leipzig haben sie sich ihr Nest gebaut.

Aber bald ist Robert Schumann durch viele geistige Tätigkeiten vollständig erschöpft. Er ist melancholisch, er fühlt sich bedrückt und krank. Im Gehirn hat er oft quälende Schmerzen. Der ratet zu einer Luftveränderung. „Ziehen wir nach Dresden, sagt ihm die besorgte Gattin. „Dort erwarten dich liebe Freunde. Dort hast du neue Anregung für deine geplante Opernkomposition.“

Im sonnigen Elbgebiete wirst du an Leib und Seele gesund. So siedelte das Künstlerpaar nach Dresden über. Raum sich der Künstler erholt, so ging es auch mit doppeltem Fleiß an die Arbeit. Die „Faust“-Szenen sollten fertig werden. Ein Gesangsverein zur Pflege des deutschen Liedes wurde außerdem gegründet. Ihm brachte der Künstler manch herrliche Gabe des Schaffens dar. Einige große Konzertreisen mit Alara brachten großen Gewinn an Gold und Lorbeeren. Aber das alte Leid ließ sich nicht dämmen. Auch die Schmerzen im Rücken machten ihn oft tagelang arbeitsunfähig. Oft beschlich ihn quälende Angst, daß er nirgendwo Ruhe fand. So litt es ihn in Dresden nicht länger. Auch hier gab's keine Heilung für Nervenleiden. Fort! Weit fort wollte er! Freund Hiller, der ihn an seiner Stelle als städtischen Musikdirektor nach Düsseldorf versetzte, war nach seinem Wunsche.

„Komm, Alara,“ rief er freudig bewegt, „wir ziehen in das sonnige Rheinland. Dort will ich gefunden und wieder in Lebens froh werden!“

Letzte Lebensjahre.

Ein freundliches Zimmer der Privatheilanstalt des Dr. Gries in Endenich bei Bonn. Ein blasser, frühzeitig gealterter Mann sitzt an einem Tisch in der Nähe des Fensters mit der Aussicht auf den frühlinggrünen Garten. Er studiert eifrig eine Landkarte des russischen Reiches. Der stille Dulder kennt nicht mehr die Freuden des Lebens, das Glück, das ihm seine Kunst bedeutet. Namlich Angst hat den Armen so gefoltert, so entsehrlich gepeinigt, daß sich aus seinem Düsseldorf Heim unbemerkt entfernt hat in den Fluten des Rheins Erlösung von seinem Leiden zu

war am Fastnachtsmontag, am 17. Februar 1854 gewesen. Er hatten den Unglücklichen den eiskalten Fluten entzissen. Er brachte den Kranken in die Endenicher Nervenheilanstalt, er bereits stundenweise außer Bett sein konnte. Aber so hell auch die Frühlingssonne scheinen mochte, den

Begierbild.



Wo ist die Herrscherin der Küche?

armen Kranken umgab meist geistige Nacht. Gebrochen an Leib und Seele, liegt der Kranke still in seinem Zimmer und freut sich, daß er auf der Landkarte neue Konzertreisen für sich und Alara zusammenstellen kann. Denn in Rußland haben beide ja so große Triumphe gefeiert, daß sie bald wieder dort konzertieren müssen. Ein junger, schöner Jüngling tritt in das Zimmer. „Ach, mein lieber, treuer Brahms, wie lieb, daß Sie mir Nachrichten von daheim bringen. Die Kinder und die Mutter sollen mich bald wieder haben. O — dann will ich nur noch bei ihnen ausruhen, nichts mehr

ruhen — nur — ruhen — ruhen — — —“ Müde läßt der Kranke sein Haupt sinken. Er wird zu Bett und schlummert. So ging es fast täglich noch zwei volle Jahre, bis der müde er sich gänzlich aufgelöst hatte. Das war am 29. Juli des 1856, als der Kranke sich glücklich fühlte, sein treues Weib bei sich zu wissen. Sie weilt seit Stunden am Kranken- mit bitterem Schmerz erkennend, daß jede Hoffnung auf ang vergeblich sei.

„Kommt, Alara, ich will ausruhen, — — recht — — ausruhen — in deinen lieben — — Armen — — —“

Schützend barg sie das geliebte Künstlerhaupt an ihrem Herzen, ein langer Atemzug — ein tiefes Seufzen — — ein großes Herzerz hatte aufgehört zu schlagen. Seinen Leib vertraute man der Erde an. Seine Künstler- weilt noch heute in seinen herrlichen Werken voll lichtem ge unter uns!

Das mißbrauchte Telephon.

Von Clara Düsterhoff.

(Nachdruck verboten.)

Das Telephon noch eine ziemlich neue Erfindung war, besuchte ein Pariser Tenor in Gesellschaft seines Freundes Ausstellung elektrischer Apparate, die zu jener Zeit in der Gegend der Seinestadt zu sehen war. So blieben sie denn bei einem der zahlreich vorhandenen Telephone stehen, und schwerkündige Begleiter erklärte dem Sänger den Mechanismus des Instruments, seinen Gebrauch und seine Wirkung. Der berühmte Musiker erfreute sich einer geradezu pracht- Singstimme, aber nicht einer entsprechend glänzenden Begabung, ganz besonders nicht in technischen und alischen Dingen. Daß man vermittle der neuen wunder- Erfindung mit weit entfernten Personen sich unterhalten konnte, kam ihm doch allzu märchenhaft vor.

„Das glaube ich nicht eher, als bis ich mich mit eigenen Augen Ohren davon überzeugt habe“, erklärte er hartnäckig. „Was, was du gleich hier an Ort und Stelle besorgen kannst“, rief der Freund. „Sage mir nur, mit wem du ein Gespräch möchtest.“

„Da möchte ich es mit meinem Direktor versuchen“, gab der Tenor zur Antwort. „Sofort machte sich der andere an dem Instrument zu schaffen, die Verbindung mit dem Direktor herzustellen, wie er sich dachte, und zog sich dann zurück, weil es ihm doch peinlich vorkam, eines Gespräches zwischen Fremden zu sein. In Wirklichkeit aber war er ein Schall, der Redereien über alles liebte, der sich jetzt in ein Privatkabinett des Ausstellers begab, welchem er den Apparat verbunden hatte. Kaum hatte er die Vorrichtung an sein Ohr gelegt, als er den Sänger hörte, was er ihm als Einleitung empfohlen hatte:

„Kann ich ein paar Worte mit Ihnen sprechen, Herr Direktor?“ Jetzt spielte der falsche Freund die Rolle des Direktors und antwortete: „Gern. Was steht zu Ihren Diensten?“

„O, nichts Besonderes“, ertönte es undeutlich und erregt vom andern Ende des Apparates. „Es macht mir nur einen ganz unbändigen Spaß, daß ich so auf die Entfernung mich mit Ihnen unterhalten kann.“

„Ja, es ist eine wunderbare Erfindung“, erklärte der andere. „Was gibt es denn Neues?“ setzte der Neuling das Gespräch fort.

„Neues?“ wiederholte der Pseudodirektor, scheinbar nachsinnend. „Ja, da wüßte ich nur eins, und das ist, daß in letzter Zeit Ihre Stimme stark gelitten hat. Man kann schon fast sagen, daß Sie Ihre Stimme verloren haben. Sie fallen aus jeder Melodie und können keinen Ton mehr anhalten. Was Sie noch bieten, ist kein Singen mehr, sondern ein Quieten und Gurgeln, muß ich Ihnen sagen.“

Der unglückliche Tenor stand da wie vor den Kopf geschlagen. „Ich muß mich verhöhrt haben“, flüsterte er angstvoll hervor.

„Nein, Sie haben sich nicht verhöhrt“, erklärte aber sein Qualgeist, und um die Neugierde desto wirksamer zu machen, wiederholte er sie Wort für Wort, um mit der Ankündigung zu schließen: „Wenn nicht Ihr Name noch eine gewisse Zugkraft besäße, so sähe ich mich genötigt, Sie Knall und Fall zu entlassen. Unter keinen Umständen aber kann ich Ihnen mehr als die Hälfte Ihres bisherigen Honorars zahlen.“

Daraufhin gab das Telephon keine Erwiderung. Bei einem Blick aus dem Fensterchen seines Kabinetts aber sah der Neder das Opfer seines „Scherzes“ aus dem Ausstellungsalal stürzen, eine Droschke herbeiwinken und davonfahren. Jetzt erst verlor sich das lustige Lachen auf seinem Gesichte: er überlegte, ob er nicht doch zu weit gegangen sei.

Der niedergeschmetterte Tenor fuhr unterdes, so schnell das Fiakserpferd ihn zu befördern geruhte, nach der Wohnung seines Kapellmeisters. „Herr Direktor“, redete er ihn an, atemlos vom hastigen Treppensteigen, „wenn es Ihnen darum zu tun ist, Geld an mir zu sparen, so bin ich bereit, für zwei Drittel meiner bisherigen Gage zu singen. Aber geben Sie mir nur das eine zu, daß ich meine Stimme nicht verloren habe, daß mein Gesang kein Quieten und Gurgeln geworden ist!“

Das kam dermaßen gequält und nach Trost heischend hervor, daß der Direktor nicht anders denken konnte, als sein berühmter Tenor habe plötzlich den Verstand verloren. Beschwichtigend redete er ihm zu: „O, ganz gewiß nicht — wie können Sie so etwas denken! Sie wissen ja doch, wie große Stücke ich von Ihrem unvergleichlichen Organ halte. Wenn Sie sich aber freiwillig entschließen, Ihr Gehalt zu beschneiden, so nehme ich dies Anerbieten natürlich dankbar an.“

„Freiwillig?“ rief der Sänger verblüfft aus, „während Sie mir doch soeben durchs Telephon eine Verkürzung um die Hälfte androhten? Ich verstehe das nicht!“

Die Worte „durchs Telephon“ brachten den Kapellmeister auf die richtige Fährte. „Ich habe nicht durchs Telephon mit Ihnen gesprochen“, sagte er beruhigt. „Offenbar hat sich jemand einen schlechten Scherz mit Ihnen erlaubt. Unter den Umständen ist auch die angebotene Aufopferung eines Drittels Ihrer Gage hinfällig, und Sie singen in meiner Kapelle unter den alten Bedingungen. Hier, bitte, stärken Sie sich durch ein Glas guten Weines von der ausgestandenen Qual.“

Der Sänger erholte sich sehr schnell und war glücklicher als je vorher in seiner bevorrechteten künstlerischen Stellung. Die Freundschaft mit dem Redebold war jedoch für immer vorbei, und gegen das Telephon behielt er sein Leben lang einen unausrottbaren Widerwillen. Ganz verborgen war die Geschichte natürlich nicht geblieben, und so konnte sich der Genasführte lange Zeit vor versteckten Anspielungen nicht retten.

Herbst.

Erklungen sind des Sommers Melodien . . .
Entblättert liegt die Königin, die Rose,
Nur matt und schüchtern grüßt die Herbstzeitlose;
Die letzten Schwalben nach dem Süden ziehen.

Und graue, nebelsternige Wollen fliehen;
Es treibt der Sturm in wirbelndem Getöse
Das gelbe Laub einher, das welcke lose,
Und Regenschauer jäh herniederpröhen.

Doch golden flimmert's durch den Nebelschleier —
Noch einmal will Natur mit ihren Gaben
Die Herzen ihrer Kinder hold erfreuen.

Und fröhlich läßt sie uns zur Abschiedsfeier
An edlem Traubenblute uns zu laben.
Des Scheidens Weh zerrinnt in goldnem Wein!

J. M. Burda.

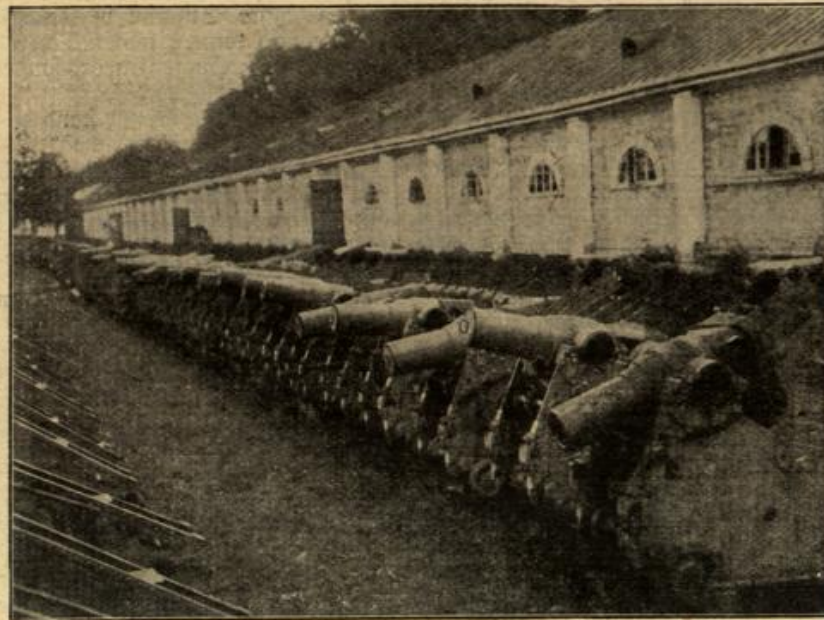
Unsere Bilder

Deutsche Pioniere bei der Instandsetzung der von den Russen gesprengten Weichselbrücken in Warschau. Sofort nach der Einnahme von Warschau errichteten die deutschen Pioniere eine große Pontonbrücke über die Weichsel, und gleichzeitig wurde die Wiederherstellung der gesprengten Brücken unter Beiziehung von Warschauer Arbeitern in Angriff genommen, eine Arbeit, die schon erhebliche Fortschritte gemacht hat.

Nach der Einnahme von Nowo. Einige russische Geschütze, deren zahlreiche am Militärbahnhof der Festung zum Abtransport bereit standen. Sie konnten jedoch infolge des überraschenden Eindringens der deutschen Truppen in das Innere der Festung nicht mehr weggeschafft werden. Insgesamt fielen in Nowo 700 Geschütze in deutsche Hände, außerdem eine unübersehbare Beute in den Forts und Magazinen, deren Räumung nicht mehr möglich war.

Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Paul Ehrlich, der weltberühmte Entdecker des Salvarsans, Direktor des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M., starb im Bad Homburg v. d. H. an Herzschwäche im Alter von 61 Jahren. Zusammen mit Behring hat er die Serumforschung begründet. 1896-99 war er der Leiter des neuen Instituts für Serumforschung, dann übernahm er die Direktion des Instituts für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. Dort hat er das Moryl und unter Mitwirkung des Japaners Hata das Dioxymidobenzol entdeckt, das als neues Schlafmittel gegen Syphilis und Schlaflosigkeit unter dem Namen „Ehrlich 606“ oder „Salvarsan“ eingeführt wurde.

Vom Kriegsschauplatz in Tirol: Eine Straßensperre am Tonalepaß, der nördlich von der Rameskogruppe an der Grenze liegt und den Zugang zum Sulzberg bildet. Der Tonalepaß ist der Schauplatz erbitterter Kämpfe, da die Italiener von hier aus — allerdings vergeblich — in den Rücken der österreichischen Stellungen in Südwesttirol durchzubrechen suchen.



In Nowo-Georgiewsk erbeutete russische Mörser. Phot. R. Sennede.

Allerlei

Zur Vorsicht. „Warum geht denn Ihr Mädchen immer mit dem Hute auf dem Kopfe durch das Haus?“ — „O, das ist ein neues Mädchen. Sie ist erst heute morgen gekommen und hat sich noch nicht entschlossen, ob sie bleiben will.“

Ein großfürstliches Bielliebchen. Als sich Großfürst Michael einmal in Paris aufhielt, hatte er bei irgendeinem Festessen Rosa Bonheur, die berühmte Tiermalerin, zur Tischnachbarin. Sie unterhielten sich sehr gut miteinander, und beim Dessert, als der Großfürst eine Doppelmandel auf seinem Teller fand, aßen sie ein „Bielliebchen“ zusammen. Er vergaß es aber gänzlich und versäumte infolgedessen, bei ihrem nächsten Zusammentreffen die Künstlerin mit Bielliebchen zu begrüßen. Rosa Bonheur ihrerseits hatte es nicht vergessen und redete ihn lachend mit Bielliebchen an. Der geschlagene Russe erkundigte sich sogleich galant, was sie sich als Bielliebchen wünsche. — „O, irgendein nettes, kleines Tier, das sich malen läßt“, erwiderte die Künstlerin leichtsin. Er lächelte, verneigte sich tief — und schien auch diesmal die Sache vergessen zu haben. Wenigstens hörte sie nichts mehr davon; das „nette, kleine Tier“ traf eben auch nicht ein. Da vergaß die Malerin auch ihrerseits die ganze Angelegenheit. Erst ein halbes Jahr später wurde sie wieder daran erinnert. Da wurde nämlich das Bielliebchengeschenk bei ihr abgeliefert — in Gestalt dreier riesiger Eisbären! Großfürst Michael hatte sie erst für sie einfangen lassen, „weil sie sich doch so gut malen ließen“.

Nichtige Arbeitseinteilung. In diesen zwei Worten liegt unendlich viel — oft hängt der Friede des Hauses davon ab! Wird die Arbeit richtig eingeteilt, so schafft man in der gleichen Zeit das Doppelte als sonst. Eine angefangene Arbeit soll man niemals unvollendet fortlegen, sondern sie hintereinander erledigen. Viele fangen, wenn sie die alte Arbeit liegen gelassen haben, eine neue an, und so kann es vorkommen, daß man später mit Unlust die erste Arbeit erledigt oder sie flüchtig ausführt, weil man jedes Interesse an ihr verloren hat. Zuerst ein begonnenes Werk vollenden, dann mit frischen Kräften ans neue Werk! Das ist auch die beste Arbeitseinteilung für die Hausfrau. Es muß die Arbeit im Haushalt nur richtig eingeteilt werden, dann wird man auch zur bestimmten Stunde fertig sein, kann sich erholen und seine Freizeit dem Manne widmen. Die Erholungsfunden werden um so angenehmer sein, in dem Bewußtsein, treulich seine Pflicht erfüllt zu haben. Wird jede Arbeit nach der Zeit beendet, arbeitet man sozusagen nach der Uhr, dann wird die Hausfrau

stärken, wie schnell sich eins ins andere fügt und wie leicht es ist, der Erholung zu leben. Manche Frauen arbeiten aber von früh bis abends und werden nicht mit ihrer Arbeit fertig. Woran liegt das? an der unrichtigen Arbeitseinteilung. Dadurch wird manche Viertel verschwendet, die sonst der Erholung gewidmet sein könnte. M.

Gemeinnütziges

Pilze lassen sich auf folgende Art sehr wohlnehmend zubereiten. Man reinigt sie, wäscht und schneidet sie ziemlich fein, bringt sie in ein Sieb und gießt kochendes Wasser darüber. Nun schmort die Pilze in Butter mit Kümmel, feingewiegtem Salz und Pfeffer. — Vor Anrichten wird die Sauce Sahne verdickt.

Vergißmeinnicht für nächstjährigen Frühjahrsflug im Halbschatten auszusäen, mit sie sich schnell und entwickeln. Andernfalls werden die jungen Pflanzen leicht und verkümmern. Der Samen muß etwa ¼ Zentimeter Erde bedeckt werden.

Solange die Tauben in Manier sind, ist den Schilf besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Im Schlag darf der eine zu kalte, noch ein feuchte oder übertriebene herrschen, und obwohl auch Luft zu vermeiden ist, muß der Eintritt frischer Luft leicht gemacht werden.

Als Wadenkrampf bezeugt man eine schmerzhaftes Zuckern der Wadenmuskulatur. Die Anfälle sind meist von großer Dauer. Sie sind in der

auf Überanstrengung der Wadenmuskeln zurückzuführen und treten gewöhnlich nach langen Fußtouren auf. Zu bekämpfen sind Erscheinungen am schnellsten durch heiße Umschläge. Auch Senfteige aufgelegt oder Einreibungen mit Senfspiritus vorgenommen werden. Vielfach soll auch eine Streckung des Beines guten Erfolg haben.

Stiefmütterchen sollte man selber ernten, um Gewähr für gute Farben zu haben. Der Samen ist reif, wenn die Samenkapseln aufrecht stehen. Der Samen aus gebogenen Kapseln ist unreif und verdirbt auf dem Lager. Man pflückt daher nur die schönsten und größten Kapseln.

Braun gestrichene Fußböden sehen wie neu aus, wenn sie nach Abwaschen und dem Trocknen mit Buttermilch abgerieben werden.

Scharade.

Das Erste eilet hin durchs Land,
Liegt auch an eines Sees Strand.
Das andre trägt oft deinen Fuß,
Du findest es an Dach und Fuß.
Das Ganze führte stolzen Troß
Dereinst ins feste Ritterloß.

Julius Fald.

Kreuzrätsel.

A	A	A
A	B	B
E	E	E
G	G	H
N	N	N
R	R	U
U	V	V

Nach Erörtern der Buchstaben bezeichnen die drei sich entprechenden waagrecht und senkrecht stehenden Reihen je: 1) Einen deutschen Dichter. 2) Einen männlichen Vornamen. 3) Eine spanische Provinz. F. Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer:

Reuer — Regen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Witberrätsel.

